

geradezu ein Skandal“ (S. 10). Zweifellos liegt damit ein Standardwerk zum Thema vor, das weite Verbreitung und Beachtung finden sollte.

Rolf Badstübner

Jonathan Voges: „Selbst ist der Mann“. Do-it-yourself und Heimwerken in der Bundesrepublik Deutschland. Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 647 S.

Obi und Hornbach gehören zu den Großen der Baumarktbranche in Deutschland. Die Logos und das Corporate Design beider Firmen sind in Orange gehalten. Wenn Sie, wie der Rezensent, bisher immer geglaubt haben, dass dies reiner Zufall sei, dann irren Sie. Der sich Mitte der 1970er-Jahre formierende Bundesverband Bau- und Heimwerkermärkte (BHB) hatte sich zu diesem Zeitpunkt zum Ziel gesetzt, die Branche der Baumärkte im Bewusstsein der bundesdeutschen Bevölkerung nachhaltig zu verankern. So sollte auf dessen Initiative Orange die Erkennungsfarbe der Branche werden – Obi und Hornbach schlossen sich dem an. Was zunächst wie eine nette Anekdote klingt, beinhaltet aber in Wahrheit viel mehr. Hieran zeigt sich nämlich, wie aus der kleinen Do-it-yourself (DIY)-Bewegung eine ganze Branche entstand, deren Umsätze inzwischen einige Milliarden Euro betragen.

Die von Jonathan Voges vorgelegte Studie, die auf seiner Dissertation an der Leibniz Universität Hannover beruht, widmet sich der Frage, wie aus einer typisch amerikanischen Freizeitaktivität, dem Heimwerken, eine in der Bundesrepublik massenhaft ausgeübte Praxis wurde. Damit begibt er sich auf ein Feld, das in der zeitgeschichtlichen Forschung seit einigen Jahren verstärktes Interesse hervorgerufen hat. Zur Beantwortung seiner Frage nutzt er „Freizeit“ als Schlüsselkategorie, die er durch unterschiedliche geschichtswissenschaftliche Ansätze analytisch beleuchtet. Daraus ergibt sich auch die Gliederung der Arbeit.

Nach der Einleitung, in der Erkenntnisinteresse, verwendete Quellen und Forschungsstand dargelegt werden, widmet sich der Autor in dem ersten von drei Hauptkapiteln einer Sozialgeschichte der DIY-Bewegung. Neben der wachsenden Freizeit – der Samstag wurde zum wichtigsten DIY-Tag – nennt Voges steigendes Einkommen und den zunehmenden Eigenheimbesitz als wichtigste Voraussetzungen für die erfolgreiche Etablierung von DIY als Praktik in der BRD. Aufgrund dieser Faktoren überrascht es nicht, dass der Großteil der ersten Heimwerker aus dem Bürgertum stammte. Stand zu Anfang noch das Produkt des Selbermachens im Mittelpunkt, änderte sich dies spätestens Ende der 1950er-Jahre mit dem Aufkommen der Managerkrankheit. Heimwerken sollte als mögliche Therapie dienen, um dem nervenaufreibenden Arbeitsalltag entfliehen zu können. Auch geschlechterspezifisch war DIY ein zentrales Thema. Nachdem in den 1950er-Jahren soldatische Ideale ausgedient hatten, bot das DIY eine Möglichkeit, neue Männlichkeitsbilder auszuloten. Ab den 1970er-Jahren wurden dann zunehmend auch die Frauen als Zielgruppe entdeckt.

Das zweite Hauptkapitel, das nach Voges als „Scharnierkapitel“ zwischen sozial- und unternehmensgeschichtlicher Analyse fungiert, thematisiert handwerkerrelevante Konsummuster und fokussiert damit auf eine Konsumgeschichte des Heimwerkens. Als Quellen werden hier u. a. sozialwissenschaftliche Studien genutzt, die klug eingeflochten, aber nicht überinterpretiert werden. Zu den Konsumgewohnheiten der Heimwerker gehörte es demnach, sich die Werkzeugausstattung sukzessive aufzubauen. Das erste elektrische Werkzeug eines jeden Heimwerkers musste jedoch eine Bohrmaschine sein. Sie galt als notwendiges Grundwerkzeug, das durch verschiedene Aufsätze erweitert werden konnte. Voges kann in diesem Kapitel zeigen, dass Sicherheit und Professionalität die wichtigsten Kategorien für die Konsumentenscheidung der Heimwerker waren. Als zentra-

ler Ort des DIY-Konsums galt die Heimwerkstatt, die gleichzeitig einen Rückzugsort bot.

Im letzten Teil wird aus unternehmensgeschichtlicher Perspektive die Bau- und Heimwerkerbranche beleuchtet. Der Autor zeichnet die Entwicklung von der Gründung der ersten Baumärkte in den 1960er-Jahren über eine Expansionsphase in den 1970er-Jahren bis hin zum Boom der Branche in den 1980er-Jahren nach. Obwohl die Baumarktkette Hornbach aufgrund der guten Quellenlage im Zentrum dieses Kapitels steht, hat Voges stets die gesamte Branche im Blick. Insbesondere die Transferprozesse der amerikanischen Heimwerkersparte auf den bundesdeutschen Markt werden eindrücklich herausgearbeitet. In diesem Teil kann Voges zudem überzeugend zeigen, dass die als anti-kapitalistisch geltende DIY-Bewegung durchaus einen ökonomischen Kern besaß.

Der große Wert dieser Arbeit ergibt sich aus der gründlichen Quellenarbeit und aus ihrer großen Bandbreite an Themen, die in ihr angeschnitten werden. So ist die Studie eben nicht nur für Unternehmenshistoriker von Interesse, sondern auch für Forscher, die sich für Machtverhältnisse, Berufsarbeit, Freizeit oder auch Geschlechterverhältnisse interessieren. Allein der teilweise ausufernde Fußnotenapparat trübt das Lesevergnügen an einigen Stellen. Man hätte sich gewünscht, dass einige der dort geführten Diskussionen im Haupttext Platz gefunden hätten. Insgesamt betrachtet ist die Studie aber ein wichtiger Baustein für viele Felder der Zeitgeschichte und kann zur Lektüre nur empfohlen werden.

Pierre Pfäfersch

Petra Terhoeven: Die Rote Armee Fraktion. Eine Geschichte terroristischer Gewalt. C. H. Beck Verlag, München 2017, 128 S.

Die von Walter Laqueur, dem renommierten amerikanischen Historiker deutsch-jüdischer Herkunft, geäußerte Verwunderung darüber,

dass bislang schon so außerordentlich viel über so wenig geschrieben worden sei wie über die RAF, geht ganz augenscheinlich daran vorbei, dass die Echowellen, die diese linksterroristische Gruppierung auch zwei Jahrzehnte nach ihrer Auflösung noch immer auszulösen in der Lage ist, durchaus ihre Gründe haben könnten, Gründe allerdings, die nicht so ohne Weiteres auf Quantifizierbares, sondern wohl eher auf ihren erinnerungspolitischen Stellenwert zurückzuführen sein dürften.

Um eine Antwort auf die damit verbundene Frage geben zu können, warum von einer numerisch betrachtet solch kleinen Gruppe überhaupt eine so große Herausforderung für Staat und Gesellschaft ausgehen konnte, weitet die Göttinger Zeithistorikerin Petra Terhoeven ihren Diskursraum maßgeblich aus und begibt sich auf insgesamt drei spannungsgeladene Themenfelder – das Nachwirken der NS-Vergangenheit in der alten Bundesrepublik, die Internationalität der 68er-Bewegung und den modernen Terrorismus insgesamt. Damit kontextualisiert sie die Geschichte der RAF im Rahmen von drei sehr viel weiter ausholenden Themenbereichen und straft das bereits von ihr eingangs zitierte Bonmot in gewisser Weise Lügen.

In diesen mehrfach in sich verschachtelten Deutungsräumen zeichnet sie die Stufen der gewissermaßen mit einem Terminus technicus in drei „Generationen“ unterschiedenen RAF-Geschichte nach. Dabei scheut sie sich nicht, in ihrem ersten Kapitel die zunehmende Eskalation der Gewalt sowie die Entstehung des linksradikalen Projekts „bewaffneter Kampf“ aus dem Kontext der 68er-Bewegung heraus zu entfalten und in diesem Zusammenhang auch auf die richtungweisenden Ideen und Aktivitäten der ursprünglich aus der Subversiven Aktion stammenden Protagonisten Dieter Kunzelmann und Rudi Dutschke zu verweisen. Das ist angesichts der in dieser Hinsicht alles andere als zweideutigen Quellenlage zwar überaus angemessen,

wird aber vom Gros der einstigen Aktivisten noch immer nicht akzeptiert.

Im zweiten Kapitel untersucht die Autorin mit den Biografien von Horst Mahler, Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof das „Führungsquartett“ der „Ersten Generation“, das der terroristischen Organisation den stärksten und gewiss auch ihren nachhaltigsten Stempel verliehen hat. Dabei geht sie näher auf die vor allem von der einstigen Journalistin Meinhof verfasste Gründungsschrift „Das Konzept Stadtguerilla“ ein und arbeitet eine ihrer Grundaporien heraus: mit theoretischen Mitteln die Praxisarmut der außerparlamentarischen Linken anzuprangern und im gleichen Atemzug gegen ihre angebliche Geschwätzigkeit zu polemisieren.

An dieser Stelle hätte man sich gewünscht, dass Terhoeven auch auf die von Mahler verfasste, nicht weniger programmatische Schrift „Über den bewaffneten Kampf in Westeuropa“ eingegangen wäre, in der der einstige Rechtsanwalt zu begründen versuchte, warum die klassische marxistische Kritik am individuellen Terror historisch angeblich überholt sei – eine Schrift, die Meinhofs Text an Distinktionen weit in den Schatten stellt. Der später zum Neonazismus übergewechselte Mahler war im Übrigen das einzige Mitglied der RAF, das von Anfang an keinerlei Scheu besaß, sich positiv auf Terror und Terrorismus zu berufen.

In drei weiteren Kapiteln wird die Fortsetzung des gewaltsamen Kampfes aus den Gefängniszellen heraus geschildert, die in den an Dramatik kaum zu überbietenden „Deutschen Herbst“ mündende „Offensive“ des Jahres 1977 und wie sich die RAF-Geschichte, je blutiger sie verlief, schließlich im Zuge der „Dritten Generation“ immer mehr im Nebel verloren hat. Terhoevens Darstellung endet nicht, ohne unter der Überschrift „Mythos RAF“ die nach der Auflösung der Gruppe im April 1998 zyklisch anschwellenden Echowellen in Kunst, Literatur und Spielfilm nachzuzeichnen.

In einem abschließenden Epilog vertritt die Autorin die These, dass der bundesdeutsche Linksterrorismus als „gescheiterte (deutsche) Selbstbefreiung“ betrachtet werden müsse. Um sich nicht mit dem Kollektiv der Deutschen identifizieren zu müssen, das Auschwitz wie ein Kainsmal auf seiner Stirn trage, habe die RAF vergeblich versucht, „etwas ‚wiedergutzumachen‘“, sei dabei aber in letzter Konsequenz „ihrem eigenen Größenwahn“ erlegen. Würde es nicht bedeuten, so wäre zu fragen, wenn man diesem Gedankengang weiter folgte, eine aus grundsätzlichen Gründen legitimationsunfähige Kampfform wie den Terrorismus in Gestalt seiner von der alten Bundesrepublik bestimmten Version doch noch in einem besseren Licht zu betrachten? Denn die NS-Vergangenheit stellte für die Mehrzahl der RAF-Mitglieder, obwohl sich diese in ihrer Auflösungs-erklärung nur zu gerne in ein solches Licht getaucht gesehen haben wollten, kein handlungsleitendes Motiv dar. Selbst als eine ihrer Kommandogruppen einen mächtigen Mann wie Hanns Martin Schleyer entführte, nahmen sie in ihrer Erklärung mit keinem einzigen Wort darauf Bezug, dass es sich bei ihm nicht nur um den als „Boss der Bosse“ attribuierten Präsidenten der Arbeitgeberverbände, sondern zugleich auch um einen ehemaligen SS-Untersturmführer handelte, der im „Protektorat Böhmen und Mähren“ maßgeblich für die Ausbeutung „arisierter“ jüdischen Vermögens verantwortlich war.

Im Unterschied zu anderen Überblicksdarstellungen zeichnet sich Terhoevens Band durch ein hohes Reflexionsniveau aus. Die Autorin enthält sich dabei jeglicher Aufgeregtheit, konzentriert sich auf die Schlüsselpunkte des damaligen Geschehens und spart auch kaum ein heißes Eisen aus. So gibt sie etwa die von dem Journalisten und langjährigen RAF-Experten Stefan Aust verfochtene These, dass die in der „Todesnacht von Stammheim“ begangenen Selbstmorde von Baader, Ensslin und Jan-Carl Raspe wohl

unter staatlicher Aufsicht verübt worden seien, mit den Worten wieder, sie sei „mit guten Argumenten“ gestützt worden.

Wenn es an dem knappen Band überhaupt ein strukturelles Defizit zu monieren gibt, dann ist es die wichtigste und letztlich wohl auch am wenigsten verzichtbare Kooperationsbeziehung des bundesdeutschen Linksterrorismus – die zu den Palästinensern. Die tragende Rolle ihrer sogenannten Befreiungsbewegungen für die RAF, zunächst der Fatah, der sie im Sommer 1970 ihre Schnellausbildung an Waffen und Sprengstoff zu verdanken hatte, und dann der von Wadi Haddad angeführten PFLP-Special Command, in deren Trainingscamp im Südjemen die gesamte „Offensive 77“ ausbaldowert und vorbereitet worden war, bleibt weitgehend unterbelichtet. Dieser Einwand ändert jedoch nichts daran, dass wohl selten auf so wenigen Seiten so viel Essenzielles zur vertrackten und streckenweise immer noch unaufgeklärten Geschichte des linken Terrorismus dargelegt worden ist.

Wolfgang Kraushaar

Jeremy Adler: Das absolut Böse. Zur Neu-edition von Mein Kampf. Donat Verlag, Bremen 2017, 94 S.

So unnötig wie der Wiederaufbau des Berliner Schlosses und deshalb ebenso bejubelt war die monumentale Reinszenierung von Adolf Hitlers „Mein Kampf“ durch die Edition des Instituts für Zeitgeschichte. Deren Entstehungsgeschichte ging zurück auf das Auslaufen der Verlagsrechte, die der Freistaat Bayern als Erbe des „Führers“ bis 2015 innehatte. Getrieben von der Sorge um das geistige Wohl nicht nur der Landeskinder, ordnete die Staatsregierung den sorgfältigen Umgang mit dem kontaminierten Text für die Zeit nach dem Ende des Urheberrechts an: Das Institut für Zeitgeschichte sollte mit einer wissenschaftlichen, d.h. kommentierten Neuauflage jedem Missbrauch durch Rechtsradikale,

Geschäftemacher und sonstige Unbefugte den Riegel vorschieben, denn niemand, so glaubte die Obrigkeit in München, würde es wagen, die amtlich sanktionierte Edition zu ignorieren und den Monolog des NSD-AP-Chefs auf eigene Faust zu veröffentlichen oder zu zitieren. Das konnten die Bayern bis zum 31.12.2015 verbieten, aber auch daran hatten sich die Rechtsradikalen, Geschäftemacher und Unbefugten nie gehalten.

Dem Gewicht der wissenschaftlichen Neuauflage würden sie freilich nicht standhalten können, glaubte man in der Münchner Staatskanzlei, und das Bayerische Finanzministerium tat den Säckel großzügig auf, damit das Werk gelinge. Nach einem Besuch des Landesvaters in Israel wurde der jedoch anderen Sinnes. Ein Verbot für alle Zeiten schien jetzt die bessere Lösung, Juden dürfe kein neues Leid zugefügt werden. Dem Institut für Zeitgeschichte wurde die offizielle Huld für dieses Projekt entzogen, nicht aber das Geld. So konnte weiter ediert werden, während der Freistaat in einer Ersatzhandlung die ebenfalls von seriösen Wissenschaftlern begleitete Dokumenten-Publikation der NS-Zeit „Zeitungszeugen“ mit Polizeigewalt verfolgte.

Im Januar 2016 wurde die zweibändige Edition des Instituts für Zeitgeschichte der Öffentlichkeit präsentiert. Das Mediengetöse war gewaltig, und am Tag des Erscheinens war die erste Auflage ausverkauft. Der Bannstrahl der Staatsregierung blieb aus, sie hüllte sich fortan in Schweigen, die Einwände aus moralischem Grund galten weiter, die wissenschaftliche Kritik, vorgetragen von bedeutenden Historikern wie Saul Friedländer, Wolfgang Schieder, Ulrich Herbert, von allem Anfang an auch von anderen vielfach artikuliert (so in einem Themenheft der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft im November 2012) beschäftigte sich nun mit den Details.

Jeremy Adler, Emeritus für Germanistik am King's College in London, renommierter Philologe und Autor, hat das Neuerscheinen der ominösen Schrift Hitlers und seine